

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 318. — Ach, Mister Edith, wenn ich gewüß hätte, was das für ein Trübel war, für so ein altes Kameel, wie den Philipp, was mein Hosband ist, zu honte, dann hätte ich mei Lebtag nicht gestraft, ihn zu verfolge. Ich bin für schärfe gewüßt, daß ich jetzt an den rechten Trüdel war, amwer denle Se, ich hätte ihn finne könne? Koffer! Ich bin wie ich an die Trehn komme sin, aus eine Kar in die annere gange, bitahs mein Intinkt hat mich gesagt, daß ich ihn doch finne müßt. Off Koffer, bin ich ganz epeschielle Etenschen zu die Meinhofhs bezahl. Ich bin se artig klohs betrach, amwer der Philipp ist nit da gewese. Do hen ich uff emol gedent: For de Länds Sehts, hen ich gedent, mehbie der Philipp weiß, daß ich binner ihn her sin un er dußt in Disgeis, wie mer uff heilich sage dußt, trämwole un je mehr ich da drüwer nachgebent; hen, desto mehr hen ich die Dnjnien kriegt, daß ich ein Feller genöhtigt hen, wo edschälle wie der Philipp gude dußt, edzept, daß er das ganze Fehs voll Wislerich gehabt hat. Webbie, das is er, hen ich zu mich gegibt.

Well, so istia sin ich nit zu desiese. Ich hen widder mein Tripp dorch den ganze Trehn geart, un schuhr genug, da hat der Feger gefesse un hat in e deisches Pöpper gefese. In e Jiffie hen ich mein Meind uffgemacht, daß ich es reitende ausfinne wollt. Ich sin zu den Feller hingeknielt, mitaus daß er mich genöhtigt hat. Dann hen ich mei Hand ausgestretst un bums hen ich en Holb von seine Wislerich gehabt un hen gepulst wie alles. Amwer das Kieolt war fier. Die Wislerich war der schenquein Aritidel un der Feller is von sein Siet uffgekämpft un hat en Haller von sich gewese, als wenn er e Kam-nontugel gestrode worde wär. Das is amwer noch nit alles gewese. Er hot mich mit seine Hand eine uff den Kopp geschmitte, daß ich silite geworde war, wenn der Hit nit durch meine Frisur un die Kätt, wo ich isteiliche Lohdie auf mein Kopp wehre duhn, gemilbert worde wär. Ich hött amwer gar nids gefagt un wär froh gewese, wenn die Sach damit gefälteft gewese wär; amwer der Runne hat es den Weg gar nit sein könne. Er hat den Kondakter herbeigerufe un hat bei ihn kompleant, daß ich en Rehs von Eschalt un Bätterie an ihn kammitte hätte. Der Kondakter hat mich dann ins Verhör genomme un ich müßte sage, ich hen schredlich schlecht drüwer gefüßt. Unner die Zirkumstanzes hen ich nids annercher duhn könne, als mein Herz auszuföhle un alles zu verpähle. Ich hen ihn gefagt, daß ich mein Hosband suche deht un ich hätte e Hosband gehabt, daß der Schentelmann mit die Wislerich mein Hosband wär un sich nur Wislerich angepöht hätte, for mich zu desiese. Da hätte ich denn in mein Unnerstand emol e ganz klein wenig an die Wislerich gepulst for auszufinne, so se der rechte Aritidel wäre oder ob se nur angepöht wäre, das wär all.

Wie ich so in meine Unschuld meine Storie verpählt gehabt hat, do hat der Kondakter un der fremde Mann gerobert for Wache. Der Feller mit die Wislerich hat gefagt: „Wäddem, ich denke, Sie hen Ihren Wislerich gefesse un ich fühle grad, als ob ich Ihre for e Subwennier an die Oefhschen e Lod aus meine Wislerich abschnede un Ihre gewese sollt.“ Amwer meind, hen ich gefagt, wenn Se zuwiele Wislerich hen, dann könne Se se meinde for Rokhaar verkaufe, ich dehte for so e Subwennier. Ich hen mich dann noch emol edschüß un sin widder nach meine Kar jurid.

An jede Stöhschen, wo mer en Stapp gemacht hen, sin ich aufste un hen die Wibelts gefragt, ob se nit en alte Esel, mit zwei linke Fiech un en bahlbeddel Kopp gefesse hätte, wo gude deht als ob er mein Hosband sein könnt. Ich hen off Koffer alle mögliche insolling Niemahs höre müße, amwer da hen ich nids drum gewese, ich sin gebunne gewese, mein ale Schopstopp zu sinne un was hot es mich ausgemacht, was die Wibelts von mich gedent hen. Off Koffer, wenn einer gefagt hat, er hößt mein Hosband gar nit so viel blehme, wenn er von mich forgelause wär; wenn er so e Frau hätte wie ich sin, dann wär er schon längst gefschipp, wisse Se, so Sache hen doch mei Fieling artig gehört un wenn mich das einer dabesin mit in meine vier

Wahls gefagt hätt, wei ich hätt ihn gefüßt, amwer off Koffer hier in e Rehtrohd Stöhschen, also pertagorile Spielung an en publik Heiwelch, do muß mer doch e wenig lehtfüll sein un ich hätte da sehr iesig e Kom-mohschen lechie könne. So ebtes will amwer e alleinstehende Lohdie, wo mitaus Mann, trämwole duht, nit hen. Ich sin auf einmal auf en Etien tomme, wo ich mich en große Sudzsch mit gepremmt hen. Seid hen ich ja genug mit mich gehabt un ich hen also for die Espenzes nit gelehrt. Ich hen mich also hingebodt un hen zehn Dispütisches geschriwwe un zwar an die Bolles-Thieredters in die Tauns, wo in e Setel von dreihig Meils wär. Ich hen gefigert, daß der Philipp noch nit weiter sein könnt. In die Dispütisches hen ich e Bestripfchen von den Philipp gewese un hen gefagt: Wenn Se so en Mann sein, halte Se ihn un duhn Se mich notieft. Das hen ich mit mein Name un Edref gefeht un sin in die Taun wo ich grad gestappt hen in den Hotel gebliwwe. Ich sin schuhr, mein Schiem duht alreit genug schaffe un wann ich den Weg den Philipp nit sinne, dann gehn ich heim un dann tann er sehn so lang wie er will, for all was ich drum gewese.

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Ein dauerhafter Anzug. Kummel: „Sag mal, wo läßt du nur deine Anzüge machen, die sind ja wirklich fabelhaft dauerhaft!“ Pimpler: „Beim Schneidermeister Kluge.“ Kummel: „Wertwürdig, ich lasse meine doch auch dort machen, meine halten nie so lange aus.“ Pimpler: „Ja, den bezahl ich nie, und aus diesem Grunde macht er meine Anzüge so dauerhaft, damit ich ihm dann nicht so oft etwas schuldig bleibe!“

Gemüthlich. Frau (zu ihrem in der Nacht heimkehrenden Manne): „Scheusal — ich tann Dich nicht sehen!“ Mann (angebeiert): „Augenblind, Alte — ich werde gleich Licht anmachen.“

Kindermund. „Tante, thut Dein Auge sehr weh?“ „Nein; warum?“ „Weil Mama sagte, gestern im Concert hätte Dich ein Herr beständig in's Auge gefaßt!“

Aufrichtig. Mutter (zum Vadsfisch): „Minna, daß Du Dich aber auch gar nicht ein bischen für die Klische interessierst!“ Vadsfisch: „Ach, was! Im schlimmsten Falle heirathe ich einen Koch!“

Anspruchsvoll. Frau: „Nun, gefällt Ihnen denn meine Wase, die mir mein Mann zum Geburtstage schenkte?“ Dienstmädchen: „Sie ist ganz nett, aber ich habe schon feinere Sachen zerschlagen!“

Gelungen. Richter (zum Häusler): Wie kamen Sie dazu, Ihr Haus anzuzünden? Häusler: Dös war halt a so. Der Landesfürst war im Orte, alles hat illuminiert, hat was dem Landesfürsten zu Ehren angezünd, ich hatt keinen Pfennig Geld, da hab' ich halt mein Häusler angezündet.

Latonisch. Weinbändler (der seinen Sohn zum erstenmal zum Wässern des Weines mit in den Keller nahm): „Also, da hast De de Seele des Gefäßtes: Verdünnst De — verdienst De!“

Durch die Blume. Herr (zu einem stellaschenden Diener): „Weßhalb sind Sie von Ihrem früheren Herrn entlassen worden?“ Diener: „Ach, ich hatte einmal verzessen, mir Zigarren zu kaufen!“

Barter Wint. Besuch: „Gnädiges Fräulein haben da einen sehr schönen Hund; kann er auch Kunststücke machen?“ Sängerin: „Gewiß, er tann Ihnen sogar Ihren Hut bringen!“

Gemüthlich. Bei dem Preise von 25 Cents für das Pfund Steak ist es wohl am Plage, an die alte Lehre der Verzte zu erinnern, daß starke Fleischgenuß im Sommer nicht zuträglich ist.

Richter: „Sie haben dem Kläger die zwei Ohren ausgerissen?“ Angeklagter: „Ja, mehr hat er nit g'habt!“



Schulmeisterliches. Wenn ich nicht irre, ist in einem Münchener Neufundmanach, den Otto Julius Bierbaum herausgegeben hat, das entsefliche Wort zuerst aufgetaucht, das uns später aus allen Eden des heutigen Schriftthums so schritt und mikhönig entgegengelungen ist: Neutöner. Mit diesem Unwort, in dem die Sprache gleichsam gegen den Strich gebürstet wird, sollen die Poeten bezeichnet werden, die neue Löhne anschlagen. Ich töne neu, du tönst neu, er tönt neu... so wurde das Wort: mit begierigem Eifer in der Runde abgemandelt. Ein Geschlecht von Neutönerproben erhand, die nicht gefällig oder herbei, anmutig oder eindringlich, sondern nur absonderlich sprechen wollten. Das Originalitätsgagel wurde die charakteristische Gestalt im neuen Schriftthum. Die verwegenen Neufundungen, die sonderbarsten Spreizwörter begegneten uns in jedem Buche, besonders wenn es in abenteuerrischen und verschörkelten Typen geseht, auf groß gefasertem Blütenpapier gedruckt und mit allerlei krausem Schmuckwerk versehen war. Wie es scheint, ist auch diese Fluth im Verleben begriffen. In der Zeitungs- und Parlamentsprache aber bringt uns jeder Tag neue Ueberraschungen — und es verlohnt sich, ab und zu einmal in einer schulmeisterlichen Stunde den Katalog der Neufundungen durchzublätern, der sich allmählich auf unsern Merktblättern angeammelt hat.

Die Sprache befindet sich in einem unaufhörlichen Entstehungsprozeß. Ihre Fruchtbarkeit ist ohne Grenzen. Sie tann niemals ausgeschöpft oder zum Stillstand gebracht werden. Neue Gedankenverbindungen erzwingen sich neue Ausdrucksformen. Alte Wörter, die sich lange Zeit hindurch als tauglich und bezeichnend erwiesen haben, verlieren im Wandel der Jahre plötzlich ihre Ausdruckskraft. Sie werden rostig, abgemott und verschliffen, wie Münzen, die so lange von Hand zu Hand gewandert sind, daß man endlich selbst das Jahr der Prägung nicht mehr erkennen tann. Der Versuch, sie durch andere zu ersetzen, ist unabweisbar. Eine Bedantengrille wäre es, dieser beständigen Selbstverjüngung der Sprache sich entgegenzustellen. Sehr treffend sagt der Guido Wustmann bei einer Heerschau über die verbreitetsten Neufundungen:

„Kein Tag vergeht, ohne daß einem in Büchern oder Zeitungen neue Wörter entgegenströmen. Nun wird niemand so tödlich sein, ein neues Wort deshalb anzusehen, weil es neu ist. Jedes Wort ist zu irgend einer Zeit einmal neu gewesen; von zahlreichen Wörtern, die uns jetzt so geläufig sind, daß wir sie uns gar nicht mehr aus der Sprache wegdenken können, läßt sich nachweisen, wann und wie sie älteren Wörtern an die Seite getreten sind, bis sie diese allmählich verdrängten. Wohl aber darf man neuen Wörtern gegenüber fragen: sind sie nötig? und sind sie richtig gebildet?“

Und da ist es denn lehrreich, daß zahlreiche Neufundungen, denen Guido Wustmann auf Grund dieser Fragen das Bürgerrecht in der Sprache verweigern müßte, noch heute so fröhlich weiterleben wie damals, als der freitbare Verfasser gegen allerhand Sprachdummheiten so frisch und tapfer zu Felde gezogen ist. Seine Beredsamkeit war vor tauben Ohren verschwendet. Noch immer werden politische Fragen entweder „angeföhnt“ wie eine Zerelatwurst oder „aufgerollt“ wie ein Treppenläufer. Die Gefahren der Prädierie sind immer noch nicht augenscheinlich, sondern „offensichtlich“. Die Fahrten werden auch heute noch nicht durchlöchert, sondern „durchlocht“, und beim Photographen werden wir nicht beleuchtet, sondern „belichtet“. Das latonische Wort „Zeitzeit“ hat sich unerscheubar in unseren sprachlichen Gemeinbesitz eingeföhlt. Die „erstklassigen“ Menschen springen uns sogar aus Platanen und Romanitellen beleidigend in die Augen. Noch immer werden Stimmungen und Eindrücke nicht gewedt, sondern „ausgelöst“ wie ein mächtiges Schlagwerk, und wichtige Reformen werden nicht lautlos vorbereitet, sondern anspruchsvoll „in die Wege geleitet“... Und wer zählt alle die in Dichtung und Kritik üblich gewordenen aufgestellten und wichtigthuenden Worte, die einen gewöhnlichen Inhalt nur durch eine ungewöhnliche Verpackung annehmbar machen wollen! Alle diese schneidenden Wendungen, von denen man den pseudelnden Wortschaum nur abzuschöpfen braucht, um ihre Leere und Seichtheit zu erkennen!... Ich habe mir gelegentlich die Bemerkung gestattet:

Wer Klarheit liebt vor andern Gaben, Ruh selbst den Ruh zum Gemeinplatz haben.

Die Jurid vor des Wortes Verjährtheit Erzeugt man die falsche Verjährtheit.

Ich glaube, daß ich damit die Fehlerquelle für viele sprachliche Mißbildungen genannt habe, die Guido Wustmann mit so erfrischendem Ungeßüm belämpft.

Neben den Spreizwörtern aber, die einem lüsteren Streben nach Eigenständigkeit entspringen, treten die Geizwörter, in denen durch eine fehlerhafte Kürze die Sprache verkrümmet und verkrüppelt. Schon Arthur Schopenhauer hat sich weidlich über die „Wuchstabenkrüder“, die „Silbenzähler“ ergrimmt, die mit der Sprache umsprängen, wie mit einem herrenlosen

Hunde, und die schändlichsten Gewaltthätigkeiten wagen, un den Ruhm der Kürze und Gedrungenheit zu erreichen. Der Philosoph hat die Beispiele aus seiner Zeitungsliterüre gebolt. Er könnte sie heute verdunndertfachen. Da liest man zum Exempel von einem Streit der „Straßenbahner“. Gemeint sind aber nicht etwa, wie man nach dem Wortsinne glauben müßte, Pioniere oder Ingenieure, die Straßen bahnen, sondern die Beamten der Straßenbahn. Der Geist der Sprache windet sich unter Schmerzen in dieser Neubildung, aber es werden einige Silben erparnt. Bei einem Schriftsteller, der sich sonst durch eine blühende Saubereit des Stils auszeichnet, fand ich kürzlich das Wort „Innenräume“. Ich stuchte... Vielleicht sind geübte Pader gemeint, die uns bei einem Umzug die Wohnung räumen?... Erst aus dem Zusammenhang erfah ich, daß mit diesem Mißwort die Künstler bezeichnet werden sollen, die sich mit der Ausschmückung von Innenräumen beschäftigen. Es gehört in das gleiche Kapitel, wenn ein Meister der parlamentarischen Beredsamkeit ein hervorragender „Debatter“ genannt wird, oder wenn Emil Marriot in einem ihrer letzten Romane von einem „vielsehens und vielbereiten Mann“ spricht. Ueberall die gleiche falsche Sparfameit, die der Sprache Gewalt antthut.

Andere widrige Neubildungen verdanken wir der leiseretereischen Art unferer Diplomaten, die immer nur das Vorleszte, aber nicht das Letzte auszuspreden wagen. Sie lieben die deutlichen Zwieltichworte, die zwischen Hell und Dunkel einem klaren Bewusstsein ausweichen. Man will nicht vom Kriegsfalle reden, da in diesem Wort etwas wie eine Drohung klickt, und so spricht man denn lieber vom „Ernstfalle“ und schaff damit eine der häufigsten Neuerungen modischer Sprachübung. Wir erleben es noch, daß das Auftreten einer Sängerin nur für den Gesundfalle angelündigt wird oder daß man einem schwindelhaften Unternehmen nur für den Dummfalle einen Erfolg verpricht. Der gleichen diplomatischen Behutsamkeit verdanken wir das schöne Wort „Unstimmigkeiten“, das wohl so bald nicht wieder aus den Zeitungspalten verschwinden wird. Man will seine Meinungsverschiedenheiten oder Verstimmungen zugeben, geschweige denn einen offenen Zwielpalt, und so rettet man sich, am Geist der Sprache vorüber, in das schützende Halbdukel der Unstimmigkeiten.

Das Schlimmste ist, daß solche Gelegenheitswörter, wenn sie auf der Parlamentstribüne oder in diplomatischen Kläubichern einmal aufgetaucht sind, so rasch nicht wieder veriltigt werden können. Denn sie werden als willkommene Bereicherungen eines dürftigen Sprachschatzes von den Armen und Verarmten aufgegriffen, die nur über ein bescheidenes Votabularium verfügen und mit einem Jahresgebrauch von achtzig bis neunzig Eigenschaftswörtern ihr ganzes schriftstellerisches Leben fristen. Die Unstimmigkeiten, der Ernstfall und der Debatter werden darum ebenso wenig aus der Zeitungssprache verschwinden, wie der zielbewußte Staatsmann, der unentwegte Freiheitkämpfer, der stattliche Flügeladjutant, das stimmungsvolle Arbeitszimmer, der formvollendete Prolog, das großzügige Kunstwerk, die Dorfgeschichte mit dem „Erdbereich“ und der Lyriker mit der „persönlichen Note“. Es ist selbstverständlich, daß kein Schriftsteller von Gleichmaß ein Wort mehr berühren mag, das schon aus so vielen Federn getropft ist. Aber die Abneigung gegen die ausgetauschten und verunzerten Wendungen darf nicht in übertriebene Originalitätsucht umschlagen. Zwischen der Klarheit und der Versteiltheit die Mitte zu finden, das ist die Tugend des wöhlerischen Stils. Und darum sollte ein Buch, wie es Guido Wustmann geschrieben hat, eigentlich in jedem Jahre neu herausgegeben werden. Denn die Sprache ist ein Instrument, das gleich den Messern der Chirurgen mit der anglichsten Behutsamkeit immer neu gereinigt werden muß.

Oskar Blumenthal.

Im Osten ist ein herrenloses Luftschiff aufgefunden worden. Ja, die Luftschiffahrt macht Fortschritte. Bald werden die Ballons auf Versehen stehen gelassen werden, wie Regenschirme und Gummischuhe.

John D. Rockefeller erzählt, daß Erhe, was er als siebenjähriger Knabe gelernt habe, seit das Meilen gewesen. Danach kam aber gewiß sehr bald das Schröpfen.

Ein Professor der Universität von Michigan hat soeben „ausgeredet“, daß im Jahre 4000 Timbuktü die Hauptstadt der Welt sein werde. Da sollte man sich bei Zeiten wünschenswerte Cornerlots in der genannten Haupt- und Residenzstadt sichern.

Eine eifrige Autographensammlerin hat einst Abraham Lincoln um einen Einspruch und seine Unterschrift. Lincoln schrieb zurück: „Wenn man einen Fremden um eine schriftliche Meinungsäußerung ersucht, sollte man stets das Rückporto beilegen. Abraham Lincoln.“

Der Einfluß des Wetters. Daß das Wetter einen Einfluß auf den Menschen hat, zeigt sich schon darin, daß es eine ganze Reihe von Krankheiten gibt, di emit dem Wetter in ursächlichem Zusammenhang stehen, vor allem die große Gruppe der Erkältungskrankheiten und des Rheumatismus, sowie des Hitzschlags. Alle drei stehen in Beziehung zur Temperatur, zur Luftfeuchtigkeit und zum Wind, denn je höher die Temperatur und Windgeschwindigkeit und je kleiner die Feuchtigkeit, um so größer im allgemeinen die Verdunstung und um so leichter Entstehung und Rheumatismus. Hohe Temperatur und Feuchtigkeit bei geringer Windgeschwindigkeit sind dem Hitzschlage günstig; sie erzeugen Schwüle und gestalten eine fühlende Verdunstung. Allerdings darf letztere auch keinen zu hohen Betrag erreichen, weil sie dann wieder schädlich wird.

Zu den Wetterkrankheiten gehört auch die Influenza, deren Verbreitung durch den Wind nicht unwahrscheinlich ist; in viel höherem Maße ist sie aber vom Sonnenschein abhängig: ein sonniger Wintermonat tödlet die Anstehungssteine, während einer Periode trüber Tage sofort viele Erkrankungen folgen. Trübes Wetter wirkt auch stark auf die Gemüthsstimmung ein und tann psychisch sensible Naturen ganz unendlich machen, wogegen Sonnenschein sie in fröhliche Gesellschafter verwandelt. Bei dem Londoner Rebel tritt zu dieser Wirkung noch der Reiz der Athmungsorgane durch Rauch- und Staubtheilchen. Während der großen Rebel von 1880 stieg die Sterblichkeitsziffer in London von 27,1 (auf 1000 Einwohner) in der Woche vom 17. bis 24. Januar auf 48,1 in der Woche vom 1. bis 7. Februar, das heißt derjenigen des dicksten Nebels, während sie gleichzeitig in 19 Provinzstädten 26,3 betrug. In den drei Wochen vom 24. Januar bis 14. Februar starben in London 3000 mehr als sonst; in der ersten Februarwoche tamen allein an Keuchhusten 248 und an Bronchitis 1223 Menschen um.

Im Sommer sind Entzündungen aller Art, auch fieberige Krankheiten und Darmleiden schwerer zu heilen und darum langwieriger als im Winter. Ebenso ist Schlaflosigkeit im Sommer schwerer zu ertragen als im Winter, da Hitze auch bei gesunden Menschen den Schlaf unruhiger und weniger erquickend macht als Kälte, die selbst etwas Einschlafendes hat; man denke nur an die vielen auf Landstraßen Erkranken, die von Müdigkeit überwältigt, sich an den Weg setzen und nicht wieder erwachen. Bei vielen Krankheiten tann man ein regelmäßiges Zu- und Abnehmen mit dem Wechsel der Jahreszeiten wahrnehmen; auch hat sich gezeigt, daß im allgemeinen die Sterblichkeit am größten bei Kindern im Sommer und bei alten Leuten im Winter ist: bei erstereu wirken namentlich alte Darmkrankheiten, durch Obstessen, unordentliches Trinken u. s. w., bei letzteren Entzündungen tödlich. Dazu kommt aber noch die Wohnungshygiene als wichtiger Faktor. Wärmere Leute, die ohnehin schon im Wohnraum beschränkt sind, haben oft eine wahrere Luft vor frischer Luft in den Zimmern, und deshalb entwickelt sich dort durch die Ausathmungen und Ausdünstungen der dicht beieinander hausenden Menschen und durch die oft feuchten Wände die bedrückende mörbige Armeleluft. Dazu sind viele Erwaachsen durch ihren Beruf (Schneider, Schuster, Wäscherinnen u. s. w.), der die Luft noch verschlechtert, zu unangestemtem Aufenthalt darin gezwungen.

Gerade die frische, staubfreie Luft ist es ja, die alljährlich Hunderttausende aufs Land, in die Gebirge und an die See treibt. Fröhlich wird mit den klimatischen Kurorten und ihrer „ozonreichen“ Luft viel Schwindel getrieben. Die hygienische Bedeutung des Ozons wird vielfach überhöht; reines Ozon ist sogar gesundheitschädlich. In vielen solchen Fällen handelt es sich meist nur um so geringe klimatische Unterschiede, denen der Wohnort der Besucher, daß sie kaum heilwirkend sind. Wohl aber kommt bei großen Entfernungen oder großen Erhebungen (Hochgebirge) das jeweilige Klima sehr in Betracht.

Das Tropenklima wirkt auf die Dauer erschöpfend und macht unzulässig zur Arbeit; Malaria, Cholera, Pest, Dysenterie und Anämie sind seine tobringenden Genossen, und Kinderlosigkeit oder doch große Kindersterblichkeit hindert die stärkere Zunahme der Europäer. Die Wohnungen müssen Schutz gegen die Hitze und gegen die enormen Regenflüsse gewähren, aber gegen die Schwüle gibt es kaum ein Mittel; bald wird der Europäer so empfindlich gegen ganz geringe Schwankungen der so sehr gleichmäßigen Temperatur, daß schon eine Abkühlung um 2—3 Grad ihm Frösteln verursacht. Alle Verkehrsmittel, namentlich Eisenbahnen und Dampfschiffe müssen für die Tropen besonders gebaut sein, um Beamten und Passagieren den Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen. Die Arbeiterverhältnisse sind dort wesentlich anders; brauchbar ist nur der Negler und auch ihm muß beschränkte Arbeitszeit bewilligt werden.

Kälte (wie die Wärme) wirkt zunächst allerdings anregend und steigert die Thätigkeit; hält sie dagegen lange an, so verlanqamt sie alle organische Thätigkeit. Ein strenger, anhaltender

Winter erzieht gewissermaßen zur Faulheit; das sieht man nicht bloß am Winterschlaf der Thiere, sondern auch im Leben der Estimos und anderer nordischer Völker; ebenso bildet diese einschläfernde Wirkung eines langen Winters eine große Gefahr für den Gemüthszustand der Mannschaft bei Polar-Expeditionen. Am besten ist das Klima der gemäßigten Zone. Denn gerade der Wechsel sommerlicher Wärme und winterlichen Frierens ist dem Menschen sehr zuträglich, nicht aber der Aufenthalt im Süden während des Winters und im hohen Norden während des Sommers, das heißt dauernde Vermeidung von Frost und Hitze. In den Zeiten des Alterthums, wo die Kultur noch einfach war, und das Leben langsam dahin floß, da lagen die Zentren der Kultur in den süßlichen Subtropen, in China, Indien, Egypten; aber je komplizierter sie wurde, suchte und fand sie ihre Pflegestätten mehr und mehr in der gemäßigten Zone: Athen, Rom, Konstantinopel, Paris, London, Berlin.

Auch das öffentliche Leben wird vom Wetter und Klima stark beeinflusst. Man vergleiche nur die Bewegung in den Straßen bei schönem und schlechtem Wetter. Ja selbst die Breite und Richtung der Straßen hängt davon ab: im Norden breite Straßen und polizeiliche Begrenzung der Haushöfe, damit jeder möglichst viel Licht und Sonnenschein erhält, im Süden ganz enge Straßen mit sehr hohen Häusern, um Kühlung und Schatten zu ben. Gerade Straßen sind windiger als trumme. Straßen, die sich nach der Hauptwindrichtung hin erweitern, sind böse Zuglöcher.

Von besonderer Wirkung war wiederholt der Eingriß des Wetters in den Gang der Weltgeschichte. Strömender Regen und Hochwasser balten Blücher, die Franzosen an der Stabzack schlugen. Den Russen ward der grimme Winter 1812 zum Verhängen, während er ihnen 1877—78 am Schip-tapah nicht half, sondern Hunderte im weichen Schnee für immer bettete. Frost hat auch eine seltsame Kriegsthat ermöglicht: die Eroberung der holländischen Flotte 1795 durch französische Reiter, die den im Eise vor der Küste liegenden Schiffen zu Pferde nahen konnten. Wieviel Seekriege haben schon durch Stürme eine unerwartete Wendung genommen; man denke nur an den Untergang der Flotte des Darius an Athosberge, an den spanischen Armada, an das verzögerte Auslaufen der französischen Flotte 1805 gegen England und an die Schäden der Flotte vor Sebastopol. Letzteres Ereigniß war allerdings insofern segensvoll, als es den Anstoß zu modernen Wettervorhersage gab. Solche Beispiele vom Einfluß des Wetters auf die Geschichte lassen sich fast aus jedem Kriege anführen, so besonders aus dem Kriege 1870—71 und neuerdings noch aus den Kämpfen in Deutsch-Südwestafrika.

Die geistreiche Nahrung des russischen Dorfes.

Ein Mitarbeiter des Petersburger „Ruf“, der einige Wochen in einem Dorfe des Gouvernements Nowgorod zubrachte, gibt folgendes Gespräch wieder, das er mit einem dortigen Bauern hatte: „Sind Sie, Semon Grigorjewitsch, im Besitz irgend welcher Bücher?“ — „Bücher, was für Bücher?“ — „laute verständlichlos die Antwort.“ — „Gleichviel, irgend welcher Bücher.“ — „Nein, Bücher besitze ich nicht! Wir brauchen keine Bücher, haben aber eine Zeitung, die wir benutzen können.“ — „Wie, Sie sind auf eine Zeitung abonniert?“ — „Nun, abonniert bin ich gerade nicht auf eine Zeitung, aber ich erhalte sie vom Krämer.“ — „Was ist das für eine Zeitung?“ — „Der Nowgorod. Listof; es ist das die beste Zeitung für uns.“ — „Warum die beste?“ — „Ja, sehen Sie, Herr, sie ist wirklich die beste, nur kommt es zuweilen vor, daß das Papier etwas hart und brüchig ist. In der Regel aber ist das Papier gut, dünn und weich und eignet sich vorzüglich zum Zigarettenrauchen.“ — „Ja, wir benutzen das Papier zum Rauchen, und es beschwert die Brust weniger als jedes andere Papier. Das Papier der Bücher, wissen Sie, ist nicht so gut. Es tann ja sein, daß miunter auch in den Büchern dieses Papier zu finden ist; uns sind jedoch solche Bücher nicht in die Hände gefallen, und darum brauchen wir auch keine Bücher.“



Bäderjunge: „Na, Freileiden, daß ich Ihnen mein Reinschirm anbieten?“